

Aus den Memoiren eines alten Sammlers

Autor(en): **Bauer, Horst-Ulbo**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Münzblätter = Gazette numismatique suisse = Gazzetta numismatica svizzera**

Band (Jahr): **1-3 (1949-1953)**

Heft 3

PDF erstellt am: **10.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-170162>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

firent de belles et honorables funérailles, et menèrent deuil sur sa mort sanglante. Ainsi périt à l'âge de 46 ans un artiste qui honorait sa patrie autant par la beauté de son caractère que par ses talents distingués et les bronzes qui en font preuve.»

Als Namen des «hinkenden Bösewichts» nennt der ausführliche Nekrolog von J. A. F. von Balthasar im «Schweitzerischen Museum» 1787 Augustin Wingen aus Schlesien, «ein mittelmässiger Petschaftstecher, der mitunter eine erbärmliche Münze stümperte». Der Kunstschriftsteller J. G. Meusel gibt in seinem Nekrolog, erschienen in den «Miscellaneen artistischen Inhaltes» 30, 1787, 373 an, der Mörder habe Wönker geheissen.

Goethe behielt an den Arbeiten Schwendimanns über dessen Tod hinaus Interesse, zumal er sich nach der Jahrhundertwende stärker dem Medaillensammeln zuwandte. Typisch dafür ist sein Brief vom 8. Februar 1804 an den Mannheimer Hofmann von Lamezan, mit dem er wegen eines Medaillenprojektes verhandelte, das von dem Medailleur Tommaso Mercandetti in Rom ausgeführt werden sollte. Das Exposé über dieses Projekt soll uns später beschäftigen. Nachdem Goethe Mercandetti als den besten zeitgenössischen Medailleur gepriesen hat, fährt er fort:

«Vor ungefähr 18 Jahren ward in Rom, von einem geschickten Stempelschneider Schwendimann, eine Medaille auf den Churfürsten von Pfalz-Bayern geschnitten, die ich, bey der gegenwärtigen Gelegenheit, wohl zu sehen wünschte, um sie mit der Arbeit von Mercandetti zusammenzuhalten. Wäre es daher möglich, dass Ew. Hochwohlgeb. mir diese Medaille zu eigen verschaffen könnten, so würde mir ein gutes Exemplar in Silber, vorzüglich aber in Kupfer sehr angenehm seyn, weil der Stamm meiner modernen Medaillen-Sammlung aus Kupfer und Bronze besteht. Allenfalls aber würde das Original nur auf kurze Zeit, oder ein Abguss in feinem Gips zu der anzustellenden Vergleichung hinreichen und mich belehren, in wie fern man die neuere Arbeit der älteren an die Seite zu setzen hoffen darf.»

Den Empfang der Medaille bestätigte Goethe am 13. Juli 1804:

«Für die übersendete Schwendimannische Medaille erstatte nochmals meinen lebhaftesten Dank. Aus derselben ersehe schon genugsam dieses wackeren Künstlers Art und Kunst.»

Auch wurde Schwendimanns Name in der von Heinrich Meyer besorgten Bearbeitung der Kunstgeschichte des 18. Jahrhunderts (in «Winckelmann und sein Jahrhundert») ehrend erwähnt, lag doch seine klassische Haltung den Weimarer Ästheten ganz besonders nahe.

Wer diese selten gewordene und nie wieder neugedruckte Schrift über das Jahrhundert Winckelmanns durchblättert, wird überhaupt erstaunt sein, mit wie starkem Nachdruck die Medaillenkunst und die anderen artes minores herangezogen werden. Die heutige Kunstforschung, die so schnell über die historischen Versuche des Weimarer Kreises die Nase rümpft, kann daran nur lernen. Die Zeitgenossen sahen jedenfalls in der Medaille ein bedeutsames Zeugnis ihrer Kunstepoche.

(Fortsetzung folgt.)

Horst-Ulbo Bauer

AUS DEN MEMORIEN EINES ALTEN SAMMLERS

In den Erinnerungen grosser Sammler vergangener Tage zu stöbern ist immer ein erlesener Genuss. Aus den Blättern ihres Lebens steigt untrüglich und unzerstörbar die Atmosphäre der grossen Zeit des Kunstsammelns, die jetzt schon so lange vergangen scheint.

Da tauchen auf dem Hintergrund einer ökonomisch sagenhaft gesicherten Zeit jene königlichen Sammlernaturen auf, deren Vermögen es ihnen gestattete – unabhängig von

Zeitgeschmack und Umgebung – sich dem Sammeln alter Kunst hinzugeben. Sie sammelten nicht, weil sie mussten, sie sammelten, weil sie «konnten», und sie taten es – zum Teil ausgezeichnet von Fachleuten beraten – mit Geschmack.

In der Reihe dieser Sammler steht ein Mann, der im Rom Pius des Neunten eine Stadt bekannte Erscheinung war und eine der herrlichsten Antikensammlungen besass, die je ein Mensch zusammengebracht hat: Es ist der polnische Graf Michael *Tyszkiewicz*, der wie sein russischer Standesgenosse, Graf Stroganoff, allsonntäglich auf der Piazza Montanara erschien, wo die Campagnabauern ihre Antikensfunde feilboten und wo man – wenn man Glück hatte – für wenige Lire erlesene Gemmen, kostbare Münzen und Bronzen kaufen konnte, ehe sie bei den Händlern der Via del Babuino ein Vielfaches kosteten. Wie viele der heute in den Museen der Welt bewunderten Kostbarkeiten antiker Kleinkunst wanderten damals über die «Piazza» in die Tasche eines Aufkäufer oder Sammlers! – Eine der erstaunlichsten Geschichten dieser Art betrifft das berühmte Silbermedaillon des Kaisers Hadrian (117–138), ein Stück, von dem auch heute nur zwei Exemplare (Wien und ehemals Berlin) bekannt sind. Kommt da eines Sonntags so ein «campagnuolo» und versucht auf der Piazza vergeblich, eine kleine glatte Bronzescheibe loszuwerden, die niemand haben wollte, weil sie eben unverziert war. Schliesslich wandert sie «pour le cœur» – nämlich für fünf Baiocchi (das waren 5 sous!) – in die Tasche eines griesgrämig zum heimischen «pranzo» eilenden Aufkäufer. Der war enttäuscht, weil der Vormittag auf der Piazza nichts an irgendwie aufregenden Funden gebracht hatte und klopfte ganz in Gedanken – ärgerlich über den Zeitverlust am schönen Sonntag – mit seinem gewaltigen Hausschlüssel auf die Bronzescheibe, die er spielend in der Linken wog. Da, bei einem besonders heftigen Schlag mit dem Ungetüm – bricht die «Bronzescheibe» auseinander und entpuppt sich als eine veritable Schraubdose, deren Verschluss durch die Patina zweier Jahrtausende völlig überwuchert war. Heraus rollte ein völlig stempelfrisches Silbermedaillon Hadrians von beträchtlicher Grösse und herrlichem Stil! Spornstreichs rennt der glückliche Finder zum nächsten Münzhändler – es war Martinetti – der ihm, ohne mit der Wimper zu zucken, tausend Goldfranken dafür auf den Tisch legt – um am nächsten Vormittag das gleiche Medaillon an den Grafen



Tyszkiewicz weiter zu geben – für dreitausend Franken allerdings. Aus seiner Sammlung kam das Stück schliesslich nach Berlin, wo es bis 1945 lag, photographisch erschlossen durch eine meisterhafte, den subtilen Feinheiten der Prägung nachastastenden Aufnahme Kurt Langes.

Ist schon der Besitz einer solchen Seltenheit charakteristisch für den qualifizierten Geschmack des «Conte Polacco», der vom Besten stets nur das Vorzüglichste für würdig befand, eine Zeitlang in seiner Nähe zu bleiben, so erstaunt es doch zu erfahren, dass auch Stücke von Weltberühmtheit, wie die herrlichen Goldmedaillons Alexanders des Grossen, die damals in der Gegend von Tarsos gefunden wurden, ehemals in seiner Sammlung lagen. Die Geschichte ihrer Erwerbung ist nicht minder aufregend: An einem der durchsichtig zarten Frühlingstage, wie sie nur die Seinstadt kennt, hatten bei einem Juwelier des Palais Royal einige Orientalen versucht, riesige Goldmedaillons und phantastischen antiken Goldschmuck zu verkaufen. Tyszkiewicz bekam durch einen seiner Agenten Wind davon und raste sofort hin. Zu spät, denn die Herren aus dem Orient waren bereits verschwunden, ohne eine Anschrift zu hinterlassen. Feuardent – mit Tyszkiewicz persönlich befreundet – schaltet sich ein. Er hat den Schatz sogar gesehen und berichtet enthusiastisch davon! Jetzt ist der Jäger in Tyszkiewicz erwacht, diesen Schatz muss er zu Gesicht bekommen, koste es, was es wolle! Ein findiger Agent wird auf die Spur der Händler gehetzt und bringt tatsächlich am nächsten Morgen schon die neue Anschrift, eine Villa in Bellevue. Hastiger Aufbruch dorthin – und neuerliche Enttäuschung: Das Nest ist leer, die Händler durch Schreiben des Britischen Museums aufgefordert nach London zu kommen. Tyszkiewicz ist verzweifelt und glaubt alles verloren, aber Feuardent kann ihn bald trösten: London ist mehr als vorsichtig und verlangt die Prüfung der Fundumstände durch seinen Konsul in Tarsos vor dem Abschluss des Geschäftes. – Verärgert ziehen sich die Händler nach Paris zurück. Als Tyszkiewicz auf dem Plane erscheint, sind sie schon in ihre Heimat abgereist. Feuardent kennt sogar den Preis der Medaillons: 50 000 Goldfranken; aber sie werden nur «en bloc» mit dem Schmuck abgegeben. Schliesslich erklärt Tyszkiewicz wütend, dass er diesen enormen Preis bezahlen wolle, wenn Feuardent den Schmuck übernehme. Gesagt, getan – der Telegraph spielt über Europa hin, und die überraschten Händler werden bei der Ausschiffung in Konstantinopel abgefangen und zurückgeschickt. Wenige Tage später ist Tyszkiewicz wirklich Besitzer dieser prachtvollen Goldmedaillen, die ein so bemerkenswertes Licht auf das Nachleben Alexanders des Grossen während der römischen Kaiserzeit werfen. Wenige Jahre später schon gibt sie der Besitzer – einem eigentümlichen Zug seines Charakters, der die Jagd mehr als den Besitz liebte, folgend – an das Cabinet des Médailles in Paris weiter, zu dessen kostbarsten Schätzen die schweren Goldstücke seither zählen.

Es versteht sich, dass bei einem so vielgestaltig und intensiv gelebten Sammlerdasein, vor allem bei den oft skurrilen Typen des römischen Antikenmarktes jener Tage kurz nach der Einigung Italiens, auch der Humor, gewollt oder ungewollt, zu Worte kommt. Die Händler der Piazza Montanara hatten es sich angewöhnt, den grossen Sammlern allsonntäglich nachzuschleichen, um ihnen ihre Funde zuhause in aller Ruhe und unbelästigt von der Konkurrenz vorführen zu können: So erscheint eines Tages ein verschwitzter contadino in der Wohnung des Grafen und bietet ihm eine herrliche antike Glaspaste mit einem Junokopf zum Kaufe an! Das Stück ist unerhört und gut und gerne seine dreihundert Franken wert, aber Tyszkiewicz weiss, wenn er die geforderten dreissig Franken ohne zu zögern auf den Tisch legt, ist der «campagnuolo» mit seiner Paste wie der Blitz draussen, und er hat das Nachsehen. So handelt er dann eiskalt noch zehn Franken des an sich lächerlichen Preises herunter, schwört sich aber im stillen, den armen Kerl bei nächster Gelegenheit entsprechend zu entschädigen. Die kommt bald,

denn wenige Tage später taucht unser Bäuerlein wieder auf, diesmal mit einer ganz gewöhnlichen Bronzemünze, zudem in scheusslicher Erhaltung, kurzum einem «chiodo». Der Preis ist der gleiche: 30 Franken!

Tyszkiewicz zieht erst die Stirn kraus, zaubert unendliche Lupenfamilien aus sagenhaften Futteralen hervor, prüft, vergleicht, blättert in Folianten und meint schliesslich seufzend, die Hand auf dem Herzen, er könne es nicht verantworten, aus der Unwissenheit seiner Mitmenschen Kapital zu schlagen – und kurz und gut, er gebe 300 Goldfranken für das seltene Stück. Das Befürchtete geschieht denn auch sofort: Wie ein Raubtier reisst der contadino dem Grafen die Münze aus der Hand und verschwindet fluchtartig. Lachend bleibt Tyszkiewicz zurück. Am nächsten Tag schon hatten Roms Antikenhändler ein Stadtgespräch: Ein aufgeregtes Bäuerlein war von Haus zu Haus gerannt und hatte – offenbar grössenwahnsinnig geworden – verzweifelt versucht, eine scheussliche Bronzemünze für 500 Franken zu verkaufen. Man lachte ihn aus, neckte ihn weidlich, amüsierte sich königlich dabei und bot ihm 5 Baiocchi für seinen Schatz. Kein Mensch glaubte ihm, dass der «Conte Polacco» hunderte von Franken dafür geboten habe. Nach wenigen Tagen kam er mit der ganzen Ungezwungenheit seines Schlages zu Tyszkiewicz zurück – mit hängenden Ohren und ziemlich weich in den Knien, aber ohne Entschuldigung ob seines abrupten Aufbruchs. Er habe bei einer so schwerwiegenden Angelegenheit doch erst mit seiner Frau verhandeln müssen, die auf dem Lande wohne – jedenfalls erkläre er sich jetzt, nach Rücksprache mit seiner Eehälfte, bereit, seine Münze dem Herrn Grafen für 300 Franken abzutreten. Er bekam sie auf der Stelle ausbezahlt – und auf der Treppe mag er der Madonna und allen Heiligen des italienischen Himmels gedankt haben, dass sie einem armen contadino geholfen hatten, einen reichen forestiere hereinzulegen, indem sie ihn offenbar mit Blindheit schlugen!

Diese drei «Histörchen» mögen genügen, wenigstens einen Begriff von dem Reichtum an Begebenheiten und Gestalten zu vermitteln, die als «Notes et Souvenirs d'un vieux collectionneur» in alten Bänden der «Revue Archéologique» ein fast unbekanntes Dasein führen. Sie werden in Kürze in deutscher Übersetzung durch Wort und Bild Zeugnis ablegen von der sammlerischen Intuition eines Mannes, dessen Name in der Archäologie noch ein halbes Jahrhundert nach seinem Tode mit einem Hauptwerk archaischer Toreutik, dem «Apollon Tyszkiewicz» zu Boston, und dem rotfigurigen Krater des nach ihm benannten «Tyszkiewiczmalers» ebendort weiterlebt. Die Leistung seines Lebens aber ist in den Vitrinen fast aller bedeutenden Museen der Welt eingefangen.